

Treppe fast komplett bedeckten. Nein, keine Bilderrahmen, es waren kleine quadratische Kästen mit hölzernen Rahmen und einer Glasscheibe, aber sie enthielten keine Bilder. Kreuz und quer hingen sie, unter- und übereinander, ohne erkennbares Muster an der Wand verteilt. Ich blieb stehen. Es waren Schaukästen, in denen etwas ausgestellt war. Das war neu, früher hatten hier schwere vergoldete Bilderrahmen mit den Porträts einer langen Reihe von Vorfahren der von Gutenbachs und Senftenbergs gehangen. Ich hörte meinen eigenen Atem stocken, als ich im Halbdunkel der Treppe näher herantrat und durch das Glas eines der Kästen spähte. Es war eine Libelle darin. Unter dem Glas konnte ich die zwei grazilen Flügelpaare erkennen und den schillernden blaugrünen Körper, die großen, dunklen Facettenaugen. Eine dünne Nadel pinnte das Insekt an die Rückseite des Schaukastens. Das Blut rauschte mir in den Ohren, das hier war eine Ausstellung unzähliger aufgespießter toter Insekten. Ich sah in den nächsten Kasten, der schräg über dem mit der blaugrünen Libelle hing. Auch hier war ein Insekt zu finden, diesmal eine viel kleinere rotgoldene Libelle mit zwei rot geäderten Flügelpaaren. Langsam ging ich die Treppe weiter nach oben und erspähte in jedem Schaukasten eine andere Libelle, große und kleine, rote, gelbe, grüne und blaue, auch braune, schwarze und gemusterte waren dabei. Jemand in diesem Haus hatte sich in einen Jäger und Sammler verwandelt.

Ich erreichte die Galerie und atmete auf. Die erste Tür hier oben führte in die blaue Bibliothek, einen Raum, den nie jemand außer mir genutzt hatte, weil es noch eine andere Bibliothek weiter innen im Gebäude gab, in der die Bücher standen, die man wirklich lesen wollte. Ich ging also an der Bibliothek vorbei zu der Tür, die links von der Galerie weiter ins Innere des Gebäudes führte. Das ganze Leben im Haus hier hatte sich immer nach eigenen Regeln und Ritualen abgespielt. Zum Beispiel verabscheuten die Bewohner alle Räume mit Fenstern zum Vorgarten hin, sie hielten sich eigentlich immer nur in den Zimmern zum hinteren Garten hin auf. Auch verweilten Robert von Gutenbach, seine Frau Natalia und seine zwei Kinder fast nie länger als einen kurzen Augenblick im selben Raum, soweit ich mich erinnern konnte. Noah und Emilia schon, sie waren immer in der Nähe des anderen, aber die beiden Eltern schienen durch das Haus zu geistern auf eine Weise, die sich ihre Wege selten überkreuzen ließ. Wenn Natalia in der Küche Cocktails mixte, saß Robert auf der Terrasse, wenn sie mit einem Glas in der Hand herauskam, nahm er gerade einen wichtigen Anruf entgegen und holte sein Getränk in der Küche ab. Während sie im Kaminzimmer einen alten Film anschaute und Noah und Emilia mit mir im nächtlichen Garten Verstecken spielten, trank er in der Bibliothek ein Glas Whiskey und las ein dickes ledergebundenes Buch, vielleicht Machiavelli – oder so stellte ich ihn mir zumindest vor, wenn ich zurückdachte an die Momente, in denen er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Als Kind hatte ich mir keine Gedanken darüber gemacht, zu neu und faszinierend war alles gewesen, als dass ich mir dazu noch etwas hätte ausdenken können. Eigentlich hatte ich die Familie in meiner ganzen Zeit hier nur zu den Mahlzeiten im selben Zimmer gesehen. Insofern war es ein Wunder, dass Natalia und Robert es irgendwann geschafft hatten, ihre zwei Kinder

zu zeugen, immerhin waren ihre beiden Schlafzimmer auch auf den entferntesten Seiten des oberen Korridors gelegen. Das Leben in der Villa war mir vom ersten Moment an ein Rätsel gewesen, das ich nie hatte lösen können. Als Kind war ich zu schüchtern, um nach den Regeln des Spiels aus Formalitäten und Gewohnheiten zu fragen. Stattdessen beobachtete ich die Bewohner des Hauses, passte mich an, so gut es ging, nahm die darin geltende seltsame Normalität an und zog sie mir über wie ein neues, funkelndes Kleid.

Hier im hinteren Teil des Gebäudes war es noch dunkler als in der Eingangshalle und auf der Treppe. Aber der Weg war mir so vertraut, dass ich ihn auch hätte im Schlaf finden können. Ich ging durch den angrenzenden Gang, durch das Kaminzimmer und über die kleinere Treppe in den ersten Stock. Auch hier hingen die Schaukästen mit den Libellen, die Treppe entlang und im oberen Flur, alle etwa auf Augenhöhe. Ich brauchte nicht mehr richtig hineinzuschauen, um die schlanken, dunklen Körper darin zu erkennen. Im oberen Stockwerk gab es eine schwere ornamentverzierte Tapete, auf deren Muster die kleinen Kästen wie Fenster in eine fremde Welt wirkten. Im ersten Stock lagen die alten Kinderzimmer, wo ich zuerst nach Emilia suchen wollte. Keine Lampe brannte im Gang, sodass ich mühelos den einzigen Raum ausmachen konnte, unter dessen Tür ein Lichtschein hindurchfiel und auf die Anwesenheit einer Person schließen ließ. Es war das kleine hintere Bad neben Emilias Zimmer. Ich ging an den anderen Türen vorbei und blieb vor der Holztür stehen. Hier war ich mit meinem Latein am Ende.

Ich war von Freiburg hergekommen, hatte alles stehen und liegen gelassen, und jetzt wusste ich nicht weiter. Ich hatte nicht bis hierhin überlegt, hatte mir nicht vorgestellt, was ich machen würde, sobald ich angekommen war. Hatte nur instinktiv gewusst, dass ich herkommen musste. Nun stand ich vor einer verschlossenen Tür, hinter der ich Emilia wie ein verwundetes Tier vermutete, angeschossen, aber nicht tödlich getroffen. Ich legte meine Fingerspitzen auf das gemaserte Holz und holte tief Luft.

»Emilia? Ich bin da«, sagte ich.

Hinter der Tür war nichts zu hören. Ich kam mit dem Kopf ganz nah heran und versuchte etwas dahinter auszumachen. Stille. Dann ein leises Rascheln wie von Bewegung, da war jemand auf der anderen Seite.

»Emilia?«

Schweigen.

»Es tut mir sehr leid, dass deine Eltern gestorben sind«, sagte ich.

Ich lehnte mich mit meinem Körper gegen die Tür.

»Ich habe keine Worte, um zu sagen, wie unfassbar leid mir das tut. Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Was ist geschehen?«, fragte ich leise.

»Ein Autounfall«, sagte sie auf der anderen Seite. Ich hielt die Luft an. Die ganze Zeit über hatte ich geglaubt, nein gehofft, es wäre vielleicht ein makabrer Scherz Emilias gewesen, ihr kurzer Brief hatte keinerlei Schlüsse auf ihren Gemütszustand zugelassen. Nun war ihre Stimme der gewohnte weiche, samtene Singsang. Ich drückte meine flache

Hand gegen das Holz und wünschte mir, ich könnte ihre schmalen Schultern umarmen. Durch den Raum und die Zeit so vieler Jahre getrennt, kam sie mir in diesem Moment vertrauter vor als jemals zuvor.

»Du hast meinen Brief also bekommen«, sagte Emilia.

»Ja. Woher hattest du eigentlich meine Adresse?«

Ein kurzes Auflachen hinter der Tür. »Du weißt, es gibt auch in diesem Spukschloss so etwas wie das Internet.«

Das brachte mich einen Moment zum Schweigen. Daran hatte ich tatsächlich nicht gedacht, mein Ex-Freund hatte uns vor zwei Jahren in den Gelben Seiten eingetragen, und ich hatte den Eintrag nie entfernen lassen, als ich allein in der gemeinsamen Wohnung zurückblieb. Automatisch hatte ich angenommen, Emilia wäre über irgendwelche verschlungenen, geheimen Wege an meine Adresse gekommen. Das schien besser zu ihr zu passen als das schlichte Benutzen eines Laptops.

»Sophie, hast du mitgebracht, worum ich dich gebeten habe?«

»Ja, soll ich dir jetzt ...?«

»Nein, lass uns das später machen.«

Wir schwiegen wieder eine Weile. Meine Fragen und Sätze waren aufgebraucht. Seit fast fünf Jahren hatte ich nicht mit Emilia gesprochen, wusste nicht mehr, wer sie war und was ich ihr sagen könnte in dieser Situation. Ich hörte ein weiteres Rascheln, und der Spalt unter der Tür verdunkelte sich.

»Sophie, bist du noch da?«

»Ja«, sagte ich.

»Ich habe Angst, dass ich die Tür öffne und das Haus leer ist.«

»Emilia, ich bin da. Willst du mir nicht aufmachen?«

»Nein«, sagte sie.

Schweigen. Sie war nie gut darin gewesen, ihren Schmerz vor anderen zu zeigen.

Ich ließ mich langsam an der Tür nach unten gleiten und setzte mich auf den Boden, zog die Beine unter dem Körper zusammen.

»Ich bin da«, wiederholte ich.

»Das ist gut«, sagte sie, und dann schwiegen wir wieder. Ich stellte mir vor, wie sie auf der anderen Seite auf den kalten Fliesen im Türrahmen hockte, ihr Körper von meinem nur durch das Holz getrennt. Ich erinnerte mich nicht daran, ihr je so nah gewesen zu sein, ohne sie erreichen zu können.

Eine ganze Weile saßen wir so da, ich in der Dunkelheit auf dem Teppich des Flurs, sie im hellen Licht der Badlampen auf den Fliesen, und keine von uns sagte ein weiteres Wort. Irgendwann hörte ich sie aufstehen, hörte, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte, und rappelte mich ebenfalls hoch.

Sie öffnete die Tür, und ich sah zuerst ihren schlanken Körper in einem weiten, kurzen Kleid, ihr blondes Haar von hinten erleuchtet wie ein Heiligenschein. Sie hatte ein Lächeln auf ihre Lippen und ihre so perfekten Züge gelegt, das ich kaum von einem echten Lächeln unterscheiden, ihr aber nicht glauben konnte.

Ich wusste nicht, ob ich sie umarmen sollte, ob das nach all den Jahren, in denen ich mich nicht gemeldet hatte, vielleicht komisch war.

»Komm, ich zeige dir dein Zimmer. Ich habe schon alles fertig gemacht.« Die Aufregung war ihrer Stimme anzuhören. Sie klang, als wäre ich zu einer Pyjamaparty hier. Sie griff nach meiner Hand und zog mich, die ich völlig überrumpelt war, den Flur entlang zum Gästezimmer neben ihrem Raum.

Im Vorbeigehen schaltete sie das Licht an, und ich blinzelte in die plötzliche Helligkeit. Die Schatten zogen sich zurück, und der dunkle Korridor verwandelte sich in den heimeligen Flur mit weichem Teppich, dunkelroter Tapete und Holzvertäfelung, den ich so gut kannte. Nur die Libellen in ihren Kästen stachen aus dem vertrauten Bild heraus.

»Ich habe neue Bettwäsche gekauft, sie wird dir gefallen«, sagte Emilia und zog mich in das Gästezimmer, in dem sie ebenfalls das Licht anmachte. Sie drehte sich einmal im Kreis mit ausgestreckten Armen, als würde sie mir ein Kunstwerk präsentieren. Erst jetzt hatte ich Gelegenheit, sie genauer zu mustern. Emilia war immer noch so schlank und elfenhaft, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ihr langes blondes Haar fiel ihr gerade über die schmalen Schultern. Unter ihrem weißen Kleid zeichneten sich ihre Formen ab. Mein Blick rutschte an ihren perfekten Beinen hinunter auf ihre nackten Füße. Ich sah wieder auf, als sie sich zu mir zurückdrehte. Sie bewegte ihren Körper mit einer selbstverständlichen Anmut, die jedes Model vor Neid hätte erblassen lassen. Ihre helle Haut schien keinerlei Makel zu besitzen, und ihre großen Augen und die vollen Lippen gaben ihr etwas sehr Sinnliches. Emilia war so perfekt, dass jede andere Frau sich neben ihr vorkommen musste wie eine traurige, verrutschte Kopie dieser Perfektion. Sie bemerkte, wie ich sie musterte, und hob eine Augenbraue. Schnell wandte ich den Blick ab und betrachtete den Raum.

»Und? Wie gefällt es dir?«

Dieses Zimmer hatte ich früher selten betreten, daher konnte ich nicht ausmachen, ob sich darin etwas verändert hatte. Es sah eher so aus, als sei dieser Raum von jeher genau so gewesen. Mit seiner bronzeroten Tapete mit stilisierten Lilien, dem riesigen Bett mit Baldachin in der Mitte des Zimmers und den schweren, dunklen Eichenschränken mit ihren Holzschnitzereien schien er direkt aus einem Bestellkatalog für Burgfräulein entnommen.

»Sehr ... äh ... klassisch«, brachte ich hervor.

»Perfekt, nicht wahr?« Sie klatschte in die Hände, eine Geste, die bei jedem anderen aufgesetzt gewirkt hätte, bei ihr aber einfach nach kindlicher Begeisterung aussah. Der Raum wirkte auf mich wie eine Abstellkammer für alte Jungfern, die niemand mehr haben wollte. Ich nickte langsam.

»Kann ich nicht lieber in mein altes Zimmer hier?«, fragte ich.

»Das geht nicht, darin hat meine Mutter ihren Fitnessraum – oder hatte ...«, fügte Emilia nach einer kleinen Pause hinzu, und ich fühlte mich sofort schlecht, sie darauf

gebracht zu haben. Aber Emilia sprach auch schon weiter: »Das ist übrigens ein Bild meiner Ur-Ur-Großmama, das dir Gesellschaft leistet. Schön, oder?«

Emilia deutete auf ein Gemälde über dem Bett. Es zeigte eine finster dreinblickende, korpulente ältliche Dame mit einer Hakennase in einem Barockkleid mit Nackenkrause. Das Bild war fürchterlich.

»Welche ist es denn?«, fragte ich.

»Großmutter Victoria Wilhelmine von Senftenberg. Die dritte in einer langen Reihe von Vorfahrinnen, die in diesem Haus hier wahnsinnig geworden sind. Sie hat versucht, sich und diesen Raum hier anzuzünden, glaube ich.«

»Äh – muss sie hier hängen?«

»Natürlich, das ist ihr Platz. Ich lasse dich jetzt erst mal ankommen und auspacken, wir sehen uns ja später noch«, sagte sie.

Irritiert folgte ich ihr fast, als sie den Raum verließ. Die Türklinke in der Hand blieb sie noch einmal stehen und sah mich ernst an.

»Ich hoffe, du hast einen Schlafanzug dabei und musst diesmal nicht wieder splitterfasernackt durchs Haus laufen. Es ist inzwischen ganz schön kühl hier, weißt du.«

Ich spürte, wie ich sofort knallrot anlief, während Emilia die Tür hinter sich schloss. Vor über sechs Jahren hatte sie mich einmal dabei erwischt, wie ich nackt aus Noahs Zimmer ins Bad geschlichen war. Natürlich musste sie mich gleich bei unserem ersten Wiedersehen darauf hinweisen. Die Erinnerung weckte die alte Sehnsucht in mir, aber ich war so geübt darin, sie zu unterdrücken, dass es mir auch hier gelang, obwohl mich alles in diesem Haus an ihn denken ließ.

Ich drehte mich um zu dem Monstrum von Bett und musterte meine Umgebung erneut. Es gab zwei Fenster links und rechts davon in den inzwischen dunklen Garten hinaus, an denen schwere rote Vorhänge hingen. Auch ein Schreibtisch und ein Stuhl fanden ihren Platz an der rechten Wand, links standen ein Sessel und eine Leselampe. Victorias Augen schienen mir aus dem Porträt durch den Raum zu folgen, als ich den Schrank inspizierte. Ich seufzte und ließ meine kleine Reisetasche von meiner Schulter auf den Schreibtischstuhl gleiten, dann warf ich mich aufs Bett.

Ich musste Emilia auf Noah ansprechen. Gleich morgen. Aber dieser Frau Informationen zu entlocken war in etwa so einfach, wie einer Katze Kunststücke beizubringen. Selbst hartgesottene Geheimagenten hätten sich die Zähne an ihr ausgebissen, davon war ich überzeugt. Emilia verwendete die Wahrheit und die Lüge gleichermaßen als Bestandteile ihrer Geschichten, deren einziges Kriterium ihre Interessantheit war. Zu lügen war für sie keine unangenehme Notlösung oder eine schamvolle Angelegenheit, es war für sie nur eine weitere Option unter anderen. Daher musste ich es vorsichtig angehen, wenn ich etwas aus ihr herausbekommen wollte. Sobald man sie drängte, kam man zu nichts. Ich faltete die Hände hinter dem Kopf und starrte auf den Baldachin über mir.

Emilia war so schillernd und flatterhaft wie eine der Kreaturen in den Schaukästen. Ein Wesen, das mit seiner Schönheit über seine Raubtiernatur hinwegzog. Die